

Heidegger: Kant & das Problem der Metaphysik <sup>1</sup>

### 1. Einleitung

Heidegger will Kants KrV so anlegen, dass die als Grundlegung der Metaphysik gilt.

Worum ist der Begriff Fundamentbegriff wichtig, der Heidegger versteht als ontolog. Analyse des individuellen Menschseins, die das Fundament liefert für die zu Klarsicht des Menschen gehörende Metaphysik.

Mittige Fragen: Unter welchen Voraussetzungen kann die Frage "was ist der Mensch" ist gestellt werden?

"Metaphysik ist in allen Menschen als Naturanlage" wirklich (KrV B)

2. Grundlegung der Metaphysik heisst nach Heidegger: Leser von Kant verstehen "natürlichen Naturanlage des Menschen" als Fundament zu verstehen, bzw. er-schauen gelehrt durch Untersuchen eines Wesens zu erschauen. Unterfundierung

Handschriftprobe von Martina Bernasconi

« Die Reflexion ist mir in die Wiege gelegt worden »



© ProLitteris, Zürich, 2012

**Martina Bernasconi**, 17. März 1965, Studium der Philosophie, Germanistik und Medienwissenschaft in Basel, Berlin und New York. Gymnasiallehrdiplom, Psychoanalytische Ausbildung, Politikerin. Inhaberin der Philosophischen Praxis «DENKPRAXIS» in Basel.



Schon als kleines Mädchen hat mich das Wort «Philosophie» fasziniert. Ich hatte keine Ahnung, was es bedeutet. Auch andere Wörter fand ich spannend. Zum Beispiel «Verkehrsampel». Ich erinnere mich, wie ich mit meiner Mutter durch die Stadt fuhr und sie sagte, die Verkehrsampel sei rot. Dann wurde mir bewusst, dass dieses Wort aus zwei Wörtern besteht, nämlich aus «Verkehr» und «Ampel». Das fand ich faszinierend. Das Gleiche passierte mir mit dem Wort «Geburtstag». Das war an meinem fünften Wiegenfeste. Dieses Wort war einfach ein Wort, das ich schön fand. Ich überlegte, warum es Geburtstag heisst und fand heraus, dass es um den Tag meiner Geburt ging. Geboren bin ich am 17. März 1965. Meine Eltern und Grosseltern meinten, dass ich immer gefragt hätte, warum, warum, warum, solange, bis ihnen die Fragerei auf die Nerven ging. Meine beiden Geschwister haben viel weniger gefragt. Ich wollte allem auf den Grund gehen, war ein sehr nachdenkliches, hartnäckiges Kind, das immer überlegt hat. Die Reflexion ist mir in die Wiege gelegt worden.

Den ersten Einschnitt erlebte ich mit sieben. Bis dahin war alles sehr schön, ich war zufrieden. Dann zogen meine Eltern mit uns von Basel nach Bern. Dieser Ortswechsel war für mich ein grosser Verlust, ein Riss in meiner Biographie, wo mir bewusst wurde, dass das Leben nicht sicher ist, nichts für immer bleibt, wie es ist. Mein Vertrauen in die Welt nahm Schaden.

In Münsingen bei Bern fand ich schnell Kontakt, aber gefallen hat es mir nie. Meine Eltern bekamen grosse Schwierigkeiten miteinander, was in einer Scheidung endete. Meine Mutter ist ein intellektueller Mensch. Um dem damaligen Gesellschaftsbild und auch ihrem eigenen Bild als Mutter zu entsprechen, gab sie ihren Beruf als Apothekerin anfänglich auf. Später arbeitete sie wieder, dies jedoch ein wenig auf Kosten der Kinder, würde ich heute sagen. Tagsüber waren wir oft uns selber überlassen, was mich selbstbewusst und eigenständig gemacht hat. Nach der Scheidung, die mich – wie ich mit 14 fand – nichts anging, wollte ich weder zur Mutter noch zum Vater, sondern in ein Internat. Das wiederum wollten meine Eltern nicht. Trotzdem trugen sie meinem Wunsch Rechnung, ich kam zwar nicht in mein bevorzugtes streng geführtes Mädcheninternat, sondern in ein gemischtes in der Nähe von Luzern, welches meine Eltern bevorzugten. Dieser Internatseintritt 1979 markierte den zweiten Einschnitt in meinem Leben. Die folgenden sechs Internatsjahre waren eine

wunderbare Zeit für mich, eine Insel, auf der ich auftanken konnte. Klar gab es auch Frustrationen, eine erste unglückliche Liebe, ungenügende Noten, Stress mit der Internatsleitung. Ganz normal wie es in jede Jugendzeit gehört.

Die ersten philosophischen Bücher las ich mit siebzehn. Diese wünschte ich mir auf Weihnachten oder kaufte sie mit meinem Taschengeld. Obwohl das Buch von Jeanne Hersch «Das philosophische Staunen»<sup>49</sup> ein schwieriges war, las ich es im Schwimmbad. Karl Poppers «Das Ich und sein Gehirn»<sup>50</sup> verschlang ich richtiggehend. Schon die Titel fand ich spannend. In der Internatschule besuchte ich den Philosophieunterricht. Was der Lehrer uns geboten hat, fand ich phänomenal. Zum Beispiel behandelten wir das Thema «Liebe», lasen dazu Platons «Symposion»<sup>51</sup> sowie Ausschnitte aus dem damals gerade neu erschienenen «Fragmente einer Sprache der Liebe»<sup>52</sup> von Roland Barthes. Philosophie war mein absolutes Lieblingsfach.

### Wahnsinnig hart

Ich war sehr karrierebewusst und ehrgeizig. Ehrgeizig sein und Philosophie studieren habe ich nicht miteinander verbunden. Ich wollte Jurisprudenz studieren, Anwältin werden. Gerechtigkeit und Frauenfragen interessierten mich. Im letzten Schuljahr am Gymnasium belegte ich das Wahlpflichtfach Rechtsphilosophie. Da wurden Gastreferentinnen und Gastreferenten eingeladen, unter anderem Judith Stamm<sup>53</sup>. Sie erzählte über ihre Arbeit als Jugendanwältin. Das hat mich fasziniert. Für mich war klar: Ich studiere Jus. Dies wollte ich in Basel tun, wo bereits meine Eltern studiert hatten.

Die Jahre zwischen zwanzig und dreissig waren schlimm für mich. Ich war wieder in meiner geliebten Stadt, aber mit anderen Voraussetzungen. Nach der Matura hatte ich erneut das Gefühl, alles verloren zu haben. Ich litt an Selbstzweifeln, war vorangemeldet für das Jusstudium und immatrikulierte

<sup>49</sup> Jeanne Hersch, *Das philosophische Staunen*, Zürich 1982.

<sup>50</sup> Karl Raimund Popper, *Das Ich und sein Gehirn*, München 1985.

<sup>51</sup> Platon, *Das Trinkgelage*, Frankfurt am Main 1997.

<sup>52</sup> Roland Barthes, *Fragmente einer Sprache der Liebe*, Frankfurt am Main 2007.

<sup>53</sup> Judith Stamm (\*1934) ist Juristin, Politikerin der CVP und ehemalige Nationalratspräsidentin (1996/97).



ratik. Ein Thema für mich war auch Sokrates, weil ich auch das Praktische suchte, obwohl ich mich bis zur Lizentiatsphase fast ausschliesslich für das Theoretische interessierte. Für mich galt, je theoretischer, je besser. Die Theorien interessierten mich und nicht, was die Philosophinnen und Philosophen im Privatleben gemacht haben. Es musste keine Einheit zwischen Lebensform und Denken sein.

Die Lizentiatsarbeit zum Thema «Sprache» bei Heidegger wollte ich bei der Basler Professorin Annemarie Pieper schreiben. Da ich ausserdem promovieren und mich nicht in die Niederungen der Alltagswelt hinab begeben wollte, wäre es für Stipendien viel schwieriger gewesen, wenn ich bei einem No-Name diese wissenschaftliche Arbeit geschrieben hätte. Leider wollte Frau Pieper dann nicht, weil es Heidegger war. So fiel meine Entscheidung auf Hannah Arendt, welche die Geliebte von Heidegger und ausserdem eine Frau war. Es war mir egal, was für eine Frau, Hauptsache eine Frau und Philosophie.

Ob ich mich hätte fördern lassen, weiss ich nicht. Ein junger Germanistikprofessor hat mich animiert. Den menschlichen Halt fand ich bei seinen Studierenden. Es herrschte eine tolle Arbeitsatmosphäre, war eine Art Zirkel, dem etwas Elitäres anhaftete. Annemarie Pieper hat mich zwar immer unterstützt, aber nicht aktiv gefördert. Nach Abschluss meines Studiums 1992 bekam ich keine Assistenzstelle, obwohl ich eine solche am liebsten gehabt hätte. Aus eigenem Antrieb habe ich die Professorin nicht gefragt, dazu war ich zu stolz. Durch das Studium schlängelte ich mich clever durch. Ins Ausland wollte ich, nach Berlin, eine Dissertation schreiben. Dafür brauchte ich Geld. So wandte ich mich an den Deutschen Akademischen Austauschdienst und an Annemarie Pieper, die mir ein Gutachten ausstellte. Ihr guter Ruf in den Wissenschaftskreisen war mir bekannt. Sie stellte ein Gutachten aus, ich bekam das Stipendium und studierte während drei Jahren in Berlin. Philosophisch gesehen war das für mich eine gigantisch gute Zeit. Ich studierte an der Freien Universität bei Axel Honneth. Für die Verlängerung meines Stipendiums benötigte ich erneut ein Gutachten. Schrecklich war für mich, Professor Honneth zu bitten, dieses für mich zu schreiben.

Bei gefördert werden, war ich äusserst heikel. Einerseits wollte ich es, andererseits hatte ich das Gefühl, ich könne den akademischen Anspruch nicht

erfüllen. Frei wollte ich sein, meine Dissertation schreiben. Aber damit war ich überfordert.

Als Honneth 1995 eine Gastprofessur an der School for New Social Research in New York, an der Hannah Arendt Professorin war, annahm, wusste ich, jetzt oder nie. Ich fragte den Nationalfonds an. Wiederum benötigte ich Gutachten. Problemlos wurden diese für mich geschrieben. Honneth und Pieper haben mich insofern gefördert, als sie mir die richtigen Schreiben zur richtigen Zeit ausstellten.

In New York war ich total überfordert, hatte das Gefühl, philosophisch unterlegen zu sein. Zu Jacques Derrida ging ich ins Seminar. Er liess vierzehn Leute zu. In den öffentlichen Vorträgen waren Tausende. Auch besuchte ich Veranstaltungen von Judith Butler. Das waren alles solche Dozierende, deren Theorien ich total bewunderte. Jetzt waren es plötzlich die Professorinnen und Professoren, gegen die ich nicht mehr opponieren musste. Dann – während eines Apéros – stand plötzlich Derrida neben mir und sagte so etwas wie «Salut».



### **Angst vor dem Eigenen**

Bis heute weiss ich nicht, warum ich es in New York nicht aushielt. Das ist ein jahrelanger Prozess. Ich glaube, es hing mit meinem Unwohlsein in der Gegenwart der Professoren zusammen. Wie zweigeteilt war ich, einerseits völlig selbstüberzeugt, andererseits sehr unsicher: ihr Professoren könnt gar nicht so genial denken, wie ich das kann, und: ihr habt es so weit gebracht, seid mit der Philosophie so klar gekommen und könnt mir soviel bieten. Nach einem halben Jahr brach ich meine Zelte in New York ab. Ursprünglich wollte ich Professorin werden, einen Lehrstuhl haben, am liebsten in Berlin. Noch heute weiss ich nicht, warum es mir nicht gelungen ist. Ich habe viele Fragen, aber keine Antworten. Mittlerweile konnte ich mich mit mir, meinem Anspruch und meiner akademischen Unvollständigkeit versöhnen. Was genau mit mir in diesem New York geschah, weiss ich nicht. Aus heutiger Sicht würde ich sagen, meine Welt ist dort in sich zusammengestürzt. Alles war mir zuviel. Nachts um zwei Uhr im Supermarkt einkaufen und zwischen einer Vielzahl verschiedener Milchsorten auswählen zu müssen.



Von 1996 bis 2006 blieb ich als Doktorandin an der Universität Basel immatrikuliert. Im Wissen um die Tatsachen, dass ohne Dissertation Endstation war und dass es sich bei meiner um keine eigentliche Dissertation handelte, liess ich das bis zu diesem Zeitpunkt Geschriebene trotzdem binden und schickte es ab. Das war für mich ein riesiger Akt. Annemarie Pieper rief mich später an und sagte, sie könne die Arbeit nicht annehmen, ich solle sie zurückziehen. Ganz ausführlich, Seite für Seite schrieb sie, was fehlte. Wann immer ich sie sehe, meint sie: »Solange es mich noch gibt, können sie diese Dissertation noch machen.« Sollte ich eine solche schreiben, dann über meine Denkpraxis. Zur Zeit entwerfe ich eine Arbeit mit dem Titel «Denkpraxis». Nicht zwingend muss sie eine wissenschaftliche werden, das Buchprojekt an sich ist mir wichtiger.

### **Ich habe ein ausgeprägtes Sicherheitsbedürfnis, auch im Materiellen, nicht nur im Emotionalen**

Nachdem ich das Lizentiat geschafft hatte, wollte ich promovieren und mich habilitieren. Während einer Dekade verfolgte ich diese Ziele. Dass ich mich auf einen anderen Weg begeben musste, merkte ich schon damals. Nach meiner Rückkehr von New York Ende 1995 überlegte ich, was ich machen sollte. Da war eben die Nähe zum Theater – schon während der ersten Studienkrise wollte ich Regisseurin oder Dramaturgin werden. Das griff ich wieder auf, mit dem Ziel, Dramaturgin zu werden. Ich bewarb mich an drei Theatern, wählte Basel und arbeitete als Hospitantin. Nach drei Monaten wusste ich, dass das nicht das Richtige war. Ich habe ein ausgeprägtes Sicherheitsbedürfnis, auch im Materiellen, nicht nur im Emotionalen. Ich brauche genügend Geld, um mir schöne Kleider und Bücher kaufen zu können und Menschen, die hundert Prozent für mich da sind. Der Weg als Dramaturgin ist immer unsicher. Man zieht von Theater zu Theater.

Dann bewarb ich mich an allen Gymnasien in Basel als Philosophie- und Deutschlehrerin. Das war 1996, die Zeit, in der sich die Fachhochschulen im Aufbau befanden. Ein Deutschlehrer am Wirtschaftsgymnasium suchte Fachkräfte für Deutsch für die Fachhochschule. Der telefonierte mir. Ich bekam die Stelle aus dem Nichts. Plötzlich war ich Dozentin, ohne die Dissertati-

on. Ein Jahr später unterrichtete ich zusätzlich die Fächer Philosophie und Wirtschaftsethik. Gleichzeitig kam ich durch Annemarie Pieper zur Aufgabe einer Schriftführerin für die Bildung des neuen Lehrstuhls «Gender Studies» sowie zu einem bezahlten Lehrauftrag an der Universität Basel. Insgesamt hat mich Frau Pieper extrem gefördert, was ich nicht einmal richtig wahrgenommen habe. Mit ihrer Emeritierung 2001 endete auch für mich das Lehren an der Hochschule. Und daran nage ich noch heute. Das Lehren auf Seminarstufe gefiel mir ausgezeichnet. Ich hatte die Kompetenz, Seminararbeiten zu korrigieren.

Nachdem die Lehraufträge ausgelaufen waren und ich nicht mehr zum Theater wollte, entschied ich mich nach kurzer Überlegungszeit, zusammen mit einer Freundin aus der Studienzeit, die Ausbildung zur Gymnasiallehrerin zu absolvieren. Während diesen insgesamt zwei Jahren, die ich als schrecklich, ja grauenhaft empfand, wurde ich wieder hinuntergeknechtet. Absenzenkontrollen und Anwesenheitspflichten auch bei Fächern, von denen ich nachweislich bereits beste Kenntnisse hatte, musste ich über mich ergehen lassen. Parallel zur theoretischen Ausbildung bekam ich einen Lehrauftrag an einem Gymnasium. Von Gesetzes wegen durfte ich nicht mehr als zehn Wochenstunden erteilen. Ich unterrichtete kleine Gymnasiasten, 13-Jährige. Obwohl ich diese Klasse gern hatte, hielt ich mein Dasein als Lehrerin fast nicht aus. Lehrerin sein ist kein Beruf für mich. Motivierten Menschen will ich etwas weitergeben, nicht aber Jugendlichen, die dies nicht wollen. Parallel zum Unterrichten engagierte ich mich politisch. Bei der Frauenliste<sup>58</sup> stieg ich ein und wurde 1996 für vier Jahre in den Grossen Rat gewählt.

Eine totale Krise folgte, beruflich wie persönlich. Mein damaliger Partner hatte bereits einen Sohn. Er war sehr beziehungsautonom, wollte weder mit mir zusammenziehen und eine verbindliche Beziehung eingehen, noch ein Kind mit mir haben. Ich hätte sehr gerne Kinder gehabt. Alles, was ich wollte, wollte er nicht. Ich blieb bei ihm, habe mich ein wenig hineingesteigert, bis alles eskalierte. Es war grauenhaft. Das passierte nach meinem Abschluss am Höheren

<sup>58</sup> Die Frauenliste Basel – FraB – war eine eigene Partei und erlangte in den 90er-Jahren im Basler Grossen Rat Fraktionsstärke



Lehramt. Schon damals wusste ich, dass ich nicht als Gymnasiallehrerin arbeiten wollte. Ich war arbeitslos, ging ohne ein schlechtes Gewissen stempeln. Erfolglos bewarb ich mich auf unzählige Stellen.

### **Ich war schon immer ein wenig selbstverliebt**

Für die «Sternstunde Philosophie» beim Schweizer Fernsehen SF DRS wurde 2001 eine Co-Moderatorin gesucht. Auf Vermittlung von Professor Ekkehart Martens aus Hamburg, bei dem ich einmal ein philosophisches Seminar besucht hatte, wurde ich aufgefordert, mich zu bewerben. Wir waren drei im Rennen, machten eine Probesendung mit einem Gast. Dort verscherzte ich es. Die Hauptmoderatorin sagte mir zu Beginn, dass sie die Sendung sowohl einführe als auch abschliesse. Dann wurde geredet. Ich war schon immer ein wenig selbstverliebt. Der Gast, den ich hätte befragen sollen, fand auf einmal, ich wäre eine spannende Person und begann, mich zu befragen. Und ich gab natürlich Antwort. Das war schon ein Fehler. Aber der Kardinalfehler, warum sie mich dann nicht genommen haben, war folgender: Am Schluss der Sendung sah ich eine rote Lampe. Die Hauptmoderatorin sprach weiter, ohne das Gespräch zu beenden. Ich dachte, jetzt muss die Sendung beendet werden, sie hat das Licht nicht gesehen. Und ich beendete die Sendung, was natürlich nicht meine Aufgabe war. Dann war mir klar, daraus wird nichts.

### **Mein Selbstverständnis war immer Philosophin**

In der Jugendpsychiatrie (KJUP Kinder- und Jugendpsychiatrische Universitätsklinik Basel) wurde Anfang 2002 eine Teilzeitlehrerin gesucht. Ich bekam die Stelle und leitete die Schule. Daneben absolvierte ich eine psychotherapeutische, psychoanalytische Ausbildung am Psychoanalytischen Seminar in Zürich (PSZ). Sigmund Freud fiel mir schon in meiner Studienzeit positiv auf und ich besuchte im Rahmen meines Philosophiestudiums ein Seminar zur «Traumdeutung», eines zu den «Studien über Hysterie» wie eines zum «Witz und seiner Bedeutung zum Unbewussten». Diese spannende, interdisziplinäre Arbeit in der Jugendpsychiatrie war äusserst lehrreich für mich. Alle vierzehn Tage hatte ich eine Supervision. Die psychoanalytische Ausbildung, die immer an die Lehranalyse geknüpft ist, tat mir sehr gut und forderte mich heraus. Warum also habe ich die Stelle in der Jugendpsychiatrie wieder verlassen?

In den Spitälern spielt bis heute die Hierarchie eine grosse Rolle, der Arzt als Halbgott. Alles Paramedizinische hat sich diesem unterzuordnen. Ich arbeitete in der Funktion einer Lehrerin, aber mein Selbstverständnis war immer Philosophin. Soviel ich von dieser Arbeit auch profitieren konnte, wohl fühlte ich mich nicht im Team. Ich konnte und wollte mich nicht in die Spitalhierarchie einordnen. Meine Gedanken zu einzelnen Patientinnen und Patienten stellte ich auf die gleiche Stufe wie diejenigen der Sozialpädagoginnen, Psychiatriepflegerinnen oder Ärzten. In der Praxis standen jedoch die Aussagen der Ärzte auf der höchsten Stufe und das in allen Bereichen. Die Psychiatriepfleger und Sozialpädagoginnen akzeptierten das unhinterfragt. Nach anderthalb Jahren verliess ich 2003 diese Institution. Meine frühere Erfahrung als Arbeitssuchende wollte ich kein zweites Mal erleben. Dank guten Beziehungen fand ich an einem Gymnasium eine Stelle und begann die Fächer Deutsch, Philosophie, Psychologie und Pädagogik zu unterrichten.

### **Ich liebte die Philosophie nach wie vor über alles**

Schon während meiner Arbeit in der Jugendpsychiatrie eröffnete ich 2003 meine philosophische Praxis. Therapeutin wollte ich nicht sein. Ich liebte die Philosophie nach wie vor über alles. Von Anfang an war ich von den Medien verwöhnt. In der Frauenzeitschrift «Brigitte» in der Rubrik «Brigitte Schweiz» wurde ich im Sommer 2003 mit meiner Denkpraxis porträtiert. Beim Netzwerk der philosophischen Praktikerinnen und Praktiker, [philopraxis.ch](http://philopraxis.ch), wurde ich 2002 Gründungsmitglied. Anfänglich waren wir 15, heute zählen wir mehr als 30 Philosophinnen und Philosophen. Schon zu dieser Zeit war Annemarie Pieper eine gefragte Referentin. Von überall her hat man sie für Seminare geholt. Da ihr diese Einladungen zuviel wurden, gab sie diese an mich weiter. So begann ich, mich als philosophische Praktikerin zu bezeichnen. Ich schrieb Schulen an: Ich bin Philosophin, habe eine Denkpraxis und biete Workshops über Krieg, Wahrheit, Gewalt an Schulen, Philosophieren mit Kindern etc. an. Ein solcher Brief erreichte genau im richtigen Moment ein Basler Gymnasium. Der Rektor rief mich an. Er suchte nicht eine Person für einen Workshop, sondern eine, die Gesellschaft- und Sozialwissenschaften als Freifach unterrichten könnte. So





hatte ich zwei Wochenstunden und konnte daneben meine Denkpraxis aufbauen. Als eine Freundin eine Lehrperson suchte, die den ganzen Bereich der Sozialwissenschaften der Berufsmaturitätsschule für Pflegefachberufe abdecken sollte, wechselte ich. Die Bedingungen waren ausgezeichnet. Sie nahm Rücksicht auf meine «Denkpraxis», die ich nebenher am Aufbauen war. An dieser Arbeitsstelle bin ich noch immer, jedoch mit einem reduzierten Pensum, da die Denkpraxis immer besser läuft.

Aus der Politik zog ich mich nach Auflösung der Frauenliste 2001 zurück. Ich hoffte, jetzt Kinder zu kriegen. Einen neuen Partner hatte ich. Obwohl er bereits Vater war, probierten wir es. Ich wurde nicht schwanger, was sehr belastend war. Diese Beziehung ging dann auseinander und ich lernte meinen jetzigen Partner kennen. Er brachte drei Kinder mit und für mich war klar, dass ich keine eigenen Kinder mehr haben würde. So kehrte ich in die Politik zurück.

### **Das spezifisch Philosophische geht nicht ohne den Kampf mit der Theorie, den du durchlebt hast**

Das philosophische Wissen setze ich in journalistischer Tätigkeit um. In einer Quartierzeitschrift hatte ich eine feste philosophische Kolumne. Immer brachte ich ein Fallbeispiel aus meiner Praxis. Das hatte erstens einen Werbeeffect, die Leute wussten, was eine philosophische Praxis ist. Zweitens kam ich zum Schreiben. Beiträge von mir finden sich auch in den Büchern «Lebendiges Philosophieren»<sup>59</sup>, «OrientierungsLos»<sup>60</sup> und im Herbst 2010 erschienenen «Methoden Philosophischer Praxis»<sup>61</sup>. Überall da trägt mein philosophisches Wissen Früchte. Und natürlich in meiner Denkpraxis, da wird es gebraucht. Darum finde ich es äusserst fragwürdig, wenn jemand als philosophische Praktikerin keinen akademischen Philosophieabschluss hat. Für mich handelt es sich dann eher um eine Lebensberatung. Das spezifisch Philosophische geht nicht ohne den Kampf mit der Theorie, den du durchlebt hast. Eine Bekannte sagte mir einmal, ich wäre ja ganz normal als Philosophin. Die meinte, ich würde die ganze Zeit philosophieren. Aber ich bin ganz normal, hinterfrage nicht

<sup>59</sup> Detlef Staude (Hg.) *Lebendiges Philosophieren*, Bielefeld 2005.

<sup>60</sup> Volkbert M. Roth, Detlef Staude (Hg.) für netzwerk philopraxis.ch, *OrientierungsLos*, Konstanz 2008.

<sup>61</sup> Detlef Staude (Hg.), *Methoden Philosophischer Praxis*, Bielefeld 2010.

immer und überall alles. Mein Partner zum Beispiel ist Architekt und überhaupt nicht philosophisch veranlagt. Ich habe genügend Fachleute, mit denen ich mich philosophisch austauschen kann. In meinem engsten Freundeskreis brauche ich es nicht unbedingt.

Des Weiteren hilft mir die Philosophie in der Politik, zum Beispiel Max Webers Unterscheidung zwischen Verantwortungs- und Gesinnungsethik. Dieses Denken kann ich bei fast jedem politischen Geschäft gebrauchen, ob parteigetreu abgestimmt oder an die Eigenverantwortung appelliert werden soll. Meine Nichte schrieb ihre Maturaarbeit über das Philosophieren mit Kindern. Während der Lektüre merkte ich, dass sie ein Zitat von Aristoteles einer zeitgenössischen Philosophin unterstellte. Es war nicht ihr Fehler, sondern die Philosophin gab es quasi als eigenes aus. Solche «Unschärfen» spüre ich fast immer auf. Das geht mir so bei jedem journalistischen, jedem literarischen Text, den ich lese. Solche Ungereimtheiten merke ich sofort, wenn ein Gedanke auftaucht, der aus der Philosophiegeschichte stammt.

Die Philosophie bringt mir auch etwas für die eigene Lebensführung. Ich bin ruhiger geworden. Durchhaltewillen hatte ich zwar schon immer, aber gelernt habe ich, einen Text, den ich auch nach dreimaliger Lektüre nicht verstehe, deswegen weder ihn noch mich blöde zu finden, sondern das Ganze als einen Prozess zu erachten. Dann glaube ich, in der Politik, die ich manchmal sehr oberflächlich finde, mehr Substanz zu haben als andere. Und das kommt natürlich von der Philosophie.

Ich bezeichne mich als Philosophin. Alles was ich mache, mache ich als Philosophin. Als solche bin ich politisch, journalistisch, in der Pädagogik tätig. Einmal im Monat veranstalte ich in meiner Denkpraxis ein Café Philo, welches ich Montagszirkel nenne. Während anderthalb Stunden diskutieren wir über einen Begriff, den wir zu Beginn demokratisch festgelegt haben. Diese Gespräche sind immer ein grosses Erlebnis, tief eintauchen in eine Thematik und diese mit den eigenen Lebenserfahrungen verknüpfen. Einmal zum Beispiel diskutierten wir über Bescheidenheit. Ist sie etwas Positives, etwas Negatives? Jede und jeder trägt etwas zur Diskussion bei und diese Reflexionen fliessen in die Gesellschaft zurück. Jeder Mensch, der in irgendeiner Form zu reflektieren



beginnt, leistet einen Beitrag für sich selber und für die Allgemeinheit. Was beim Individuum passiert, kommt schliesslich auch dem Ganzen zugute. Mit meinen philosophischen Trauungen und Abdankungen weiss ich nicht recht, welchen Beitrag ich damit für die Gesellschaft leiste. Vielleicht sind das einfach Bereicherungen – auch für mich.

### **Wir sind wie Luxus, auf eine Art**

Die Tätigkeit als Philosophin finde ich sehr schön und auch, dass es mir gelungen ist, wirklich als Philosophin zu arbeiten. In dieser Arbeit kommen die vielen Komponenten von mir, die ich auszuleben das Bedürfnis habe, wie Puzzleteile zusammen. Mein ganz konkretes, individuelles Leben steckt genau so darin wie mein extremes Bedürfnis nach Theorie. Ich habe gelernt, beides zusammen zu bringen. Ich fühle mich als runden Menschen, sehr abgeschlossen. Trotzdem komme ich jetzt zum Schluss, dass ich nicht mehr Philosophie, sondern Jurisprudenz studieren würde. Von 1999 bis 2005 war ich im Verfassungsrat von Basel Stadt. Wir schrieben eine neue Verfassung. Da formulierte ich an diesen Gesetzen herum, bekam einen Einblick. Es ist eine Dimension, die auch äusserst spannend ist. Und sie ist gar nicht so weit entfernt von der Philosophie, beinhaltet sie doch auch die genaue, exakte Begriffsschärfe wie die Philosophie. Die Rechtswissenschaft ist vielleicht weniger einsam, gesellschaftlicher als die Philosophie. Ich schliesse nicht aus, dass ich später nicht auch an diesen Ort gekommen wäre, wo ich jetzt bin. Aber der Weg dahin wäre sicher einfacher gewesen. Parallel zum Jusstudium hätte ich Philosophie studiert und eine Dissertation in der Rechtsphilosophie geschrieben. Das ist aber reine Spekulation.

Manchmal sagen mir die jungen Erwachsenen, die ich unterrichte, sie machen jetzt die «Passerelle»<sup>62</sup> und gingen anschliessend Philosophie studieren. Sie lasse ich dann wissen, dass dieses Studium sehr intensiv wäre und sie sich bewusst sein müssten, dass es – auch heute noch – hart sei. Man müsse wirklich überzeugt sein, denn das sei kein konkreter Beruf. Philosophin sei mehr eine Lebensart als ein Beruf. Es braucht uns nicht wirklich, wir sind wie Luxus, auf eine Art. Unsere Gesellschaft hat nur einen minimalen Platz für

<sup>62</sup> Die Passerelle ist in der Schweiz eine Ergänzungsprüfung zur Berufsmatura und berechtigt zur Aufnahme an einer universitären Hochschule in der Schweiz.

die Philosophie, wie sie auch für die Kunst nur einen kleinen hat. Auch haben viele Leute keine Ahnung, welches Potential die Philosophie in sich birgt. Die Reaktionen auf die Fernsehsendung «Sternstunde Philosophie» zum Thema «Philosophische Praxis» (Sendetermin: SF DRS 27.06.2010) waren erfreulich. Leute, die mich kennen, schrieben mir, dass sie jetzt endlich wüssten, was ich in meiner Denkpraxis mache. Auch spielt Unsicherheit eine Rolle, wenn man jemanden als Gesprächsgegenüber konsultiert. Dies hat so etwas Anrühiges. Und wenn es die Philosophie betrifft, dann ist man zu dumm. Und wenn es in einer lebensproblematischen Situation ist, dann ist man krank. Aber meine Kundschaft ist in der Regel gesund. Sie hat einfach Fragen, philosophische Fragen, ganz konkrete Lebensfragen.

Die Bedeutung der Philosophie hat sich für mich in den Jahren verändert. Am Anfang waren das Wort und die grosse Faszination darüber. Die Philosophie konnte dieser berechtigten Faszination standhalten und den Begriff füllte ich mit Inhalt. Dass es die Philosophie gibt, finde ich wunderbar. Alles zu hinterfragen und nicht bloss, ob das Leben einen Sinn hat, sondern auch, ob es – um glücklich zu leben – überhaupt einen solchen braucht. Gross verändert hat sich die Bedeutung nicht. Sie ist nur viel konkreter geworden.